

THOMAS DEFNER  
SUSANNE GURSCHLER

# zeit blende



TIROL  
DEFNER-FOTOGRAFIEN  
1925 BIS HEUTE

Thomas Defner | **zeit  
blende**





THOMAS DEFNER  
SUSANNE GURSCHLER

# zeit blende

**TIROL**  
DEFNER-FOTOGRAFIEN  
1925 BIS HEUTE

Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien



Gefördert von

Die Drucklegung dieses Werkes wurde unterstützt durch die Abteilung Kultur im Amt der Tiroler Landesregierung.



Mitglied der Verlagsgruppe „engagement“

2017

© Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck  
Umschlaggestaltung: Baldissera – Agentur für Grafik  
Layout und digitale Gestaltung: Tyrolia-Verlag  
Lithografie: Artolitho, Lavis (I)  
Druck und Bindung: Gorenjski-Tisk, Slowenien  
ISBN 978-3-7022-3619-9  
E-Mail: [buchverlag@tyrolia.at](mailto:buchverlag@tyrolia.at)  
Internet: [www.tyrolia-verlag.at](http://www.tyrolia-verlag.at)

# Inhaltsverzeichnis

Drei Generationen schreiben Fotografiegeschichte in Tirol . . . . .	6
Tirol in Streiflichtern . . . . .	16
Stadtentwicklung . . . . .	26
Kultur und Geschichte . . . . .	54
Dorfansichten . . . . .	94
Am Berg . . . . .	132
Bauernland . . . . .	152
Tourismus und Verkehr . . . . .	176
Ortsverzeichnis . . . . .	206
Abbildungsverzeichnis . . . . .	207

# Drei Generationen schreiben Fotografiegeschichte in Tirol

Eine Defner-Postkarte ist unverkennbar: der prägnante weiße Rand, das Defner-Signet. Am charakteristischsten aber ist die Stimmung, die Defner-Bilder vermitteln, die Atmosphäre. Es sind Bilder eines Moments in seiner Zeitlosigkeit – ob es sich um ein Landschaftsbild handelt, eine Ortsansicht, ein Blumenmotiv oder ein architektonisches Thema. Die Schwarzweißsujets mögen das prägnanter, direkter vermitteln als die farbigen, doch in allen spiegelt sich der fotografische Impetus: handwerklich höchste Qualität mit einem künstlerischen Anspruch zu verbinden.

Defner-Postkarten sind unverkennbar, und das ist das Erstaunliche, denn die Motive sind nicht aus einer Hand, sondern über viele Jahrzehnte entstanden: Drei Generationen Defner sind im Verlagsprogramm vertreten – sie erzählen die Geschichte des Lichtbildes von der Schwarzweißfotografie über die Farbfotografie bis hin zur digitalen Fotografie. Jede Generation hat ihren eigenen Zugang gefunden, stets den Ansprüchen verpflichtet, die Verlagsgründer Adalbert Defner (1884–1969) vorgegeben hat.

Der Sohn eines Gastwirtes und Lebzelters aus Millstatt studierte Naturwissenschaften in Wien und wurde zunächst Gymnasiallehrer. Ein Beruf, der ihn nicht erfüllte. Nach dem Ersten Weltkrieg, in dem er unter anderem Fotodokumentationen an der Kärntner Front erstellt hatte, beschloss er einen radikalen Richtungswechsel. Schon in jungen Jahren hatte er gerne fotografiert und sich mit den Möglichkeiten der Fotografie vertraut

gemacht, nun wollte er sein Hobby zum Beruf machen: Als leidenschaftlicher Berggeher und Skifahrer musste es Landschaftsfotografie sein.

Er übersiedelte 1919 nach Wernigerode im Harz, wo er im Haus seiner Schwiegereltern eine Fotowerkstatt einrichtete. Neben einer 13x18-cm-Großformatkamera kam rasch eine 9x12-cm-Kamera zum Einsatz, um mit den Motiven Ansichtskarten herzustellen. Die weiß umrandeten Kontaktabzüge beschriftete Defner anfangs noch handschriftlich. Neben Landschaftsfotografien entstanden ganze Serien von Ortschaften in der Umgebung. Der äußerst umtriebige Autodidakt – die Meisterprüfung legte er 1923 in Magdeburg ab – hielt zudem Vorträge bei verschiedenen Sektionen des Deutschen Alpenvereins. Seine Bekanntheit wuchs rasch.

Einen nächsten radikalen Schritt setzte Adalbert Defner, als er 1925 nach Innsbruck übersiedelte, eine Stadt, die ihm alles bot: urbanes Ambiente und liebliche Landschaft, herrschaftliche Berge und schroffe Felsen – unendliche Möglichkeiten für den Bergsteiger, Skifahrer und Fotografen. Defner eröffnete ein Fotoatelier in der Museumstraße, behielt aber, trotz Scheidung und Neuverheiratung, eine Zweigniederlassung in Wernigerode: Gerade in Deutschland waren Defner-Postkarten ausgesprochen beliebt.

1929 zog Defner mit seiner Familie nach Igls. In seinem Haus, nur wenige Gehminuten vom Dorfplatz entfernt, richtete er



Adalbert Defner mit seiner geliebten Stegemann-Kamera – fotografiert von seiner Tochter Angelika (ca. 1955).

Verlagsräume sowie Fotowerkstatt ein. Seither ist es nicht nur Wohnhaus, sondern auch alleiniger Sitz der „Lichtbildwerkstätte Dr. Adalbert Defner“ (heute: Defner Photo Verlag).

Die folgenden Jahre verliefen äußerst erfolgreich. Zu den im In- und Ausland über Vertreter vertriebenen Postkarten kamen ab 1930 die Defner-Kalender auf den Markt, die in den kommenden Jahrzehnten zu unterschiedlichen Themen erschienen und reißenden Absatz bis nach Asien und Amerika fanden – erst 2013 wurde dieser Verkaufsschlager eingestellt. Die Zeiten der Kalender waren im digitalen Zeitalter vorbei.

Neben den Kalendern und Postkartenmotiven veröffentlichte Adalbert Defner auch mehrere Bücher, die seine Bekanntheit zu-

sätzlich steigerten – darunter „Das schöne Tirol“ (1931), einer der ersten Heimatfotobände der 1930er-Jahre, das Buch verkaufte sich hervorragend: Bereits im Erscheinungsjahr gab es eine zweite Auflage, die dritte Auflage erfolgte 1939.

Adalbert Defner sah sich als Künstler und pflegte zunächst intensiven Austausch mit Heinrich Kühn, der in Birgitz lebte und einer der Pioniere der Kunstdokumentation war. Defner verwendete die sogenannte Stegemann-Kühn-Kamera, die dieser zusammen mit dem deutschen Kamerahersteller entwickelt hatte. Mit Kühn forschte er an der Feinabstimmung der Schwarz- und Grautonwerte in der Schwarzweißfotografie und entwickelte sich darin zu einem wahren Meister.



Das Gleinserjöchl oberhalb von Schönberg im Stubaital, 2015 fotografiert von Thomas Defner mit der Stegemann-Kamera und dem Imagon-Objektiv.

Kühns Ansprüche an die Kunstdokumentation, an den Fotografen als Künstler, waren Defner allerdings zu eng gesteckt. Mit seinem Verlag suchte er natürlich den kommerziellen Erfolg. Zudem teilte er Kühns radikale Ablehnung von Kleinbildkameras nicht. Damit er auf sein von ihm sehr geschätztes Imagon-Objektiv, ein professionelles Weichzeichnerobjektiv, das er zusammen mit Heinrich Kühn entwickelt hatte, nicht verzichten musste, wurde für seine kleinformative Leica ein eigenes gebaut.

Großen Wert legte Adalbert Defner auf die Ausarbeitung der Fotografien, mittels Kontaktkopien wurden die Postkarten direkt von den Glasnegativen belichtet. Bis in die 1960er-Jahre hinein wurden die Motive händisch auf Fotopapier kopiert, jedes Blatt einzeln eingelegt. Um die Arbeitsprozesse zu beschleunigen und die Unverwechselbarkeit der „Defner-Karten“ sicherzustellen, entwickelte der Verlagsgründer ein eigenes Verfahren, Firmenlogo, Unterschrift sowie Bildtitel mitzukopieren. Zeitweise mehr als 18 Angestellte sorgten für den reibungslosen Ablauf bei der Herstellung bis hin zu Qualitätsprüfung, Retusche und Versand der Defner-Produkte.

Der Firmenchef selbst behielt sich vor, jederzeit alles stehen und liegen zu lassen, wenn das Wetter passte, die richtigen Lichtverhältnisse für jene Stimmung sorgten, die er bei seinen Fotografien einzufangen suchte, und die den Fotografien diese besondere Atmosphäre gab. Seine Frau Ursula, die noch in Wernigerode als Laborantin im Betrieb gelernt hatte und seither Adalbert Defners wichtigste Kritikerin in künstlerischen Belangen war, führte den Betrieb mit viel Geschick und Umsicht.

Die Bilder im Verlagsprogramm trugen unverkennbar Adalbert Defners Handschrift: Ganz egal um welches Motiv es sich handelte, es wirkte niemals kitschig oder überladen, immer puristisch und stilvoll – war von einnehmender Qualität und von zeitloser Eleganz.

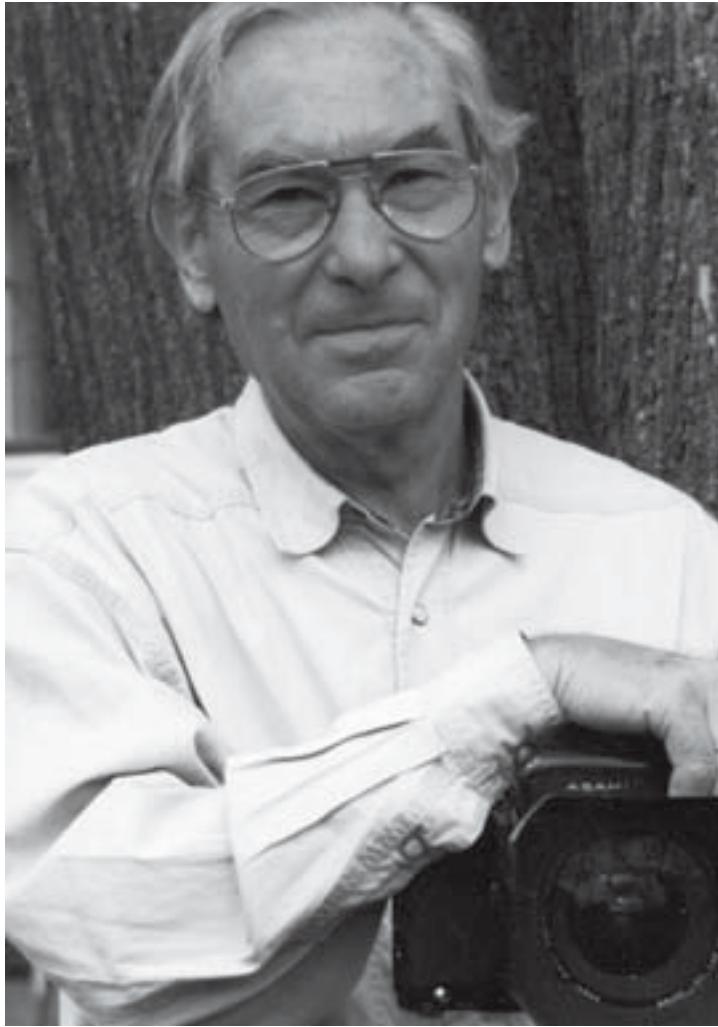
Den Blick für den richtigen Bildausschnitt, die richtige Atmosphäre, den richtigen Moment – und das richtige Licht, den gab Adalbert Defner an seine Kinder Karl Defner (1926–2013), Gundula (\*1928), genannt Gundis, und Angelika (\*1935) weiter. So erinnert sich Gundis Defner noch lebhaft daran, wie alle drei einmal in verschiedene Richtungen losgezogen waren, nachdem sich der mor-



Adalbert Defner beim Entwickeln der Negative in der Dunkelkammer, Anfang der 1950er-Jahre.

gendliche Nebel gelichtet und eine geheimnisvolle Raureiflandschaft freigegeben hatte. Sie trafen sich bei ein und demselben Motiv – einer Birke – wieder und Gundis Foto der Raureifbirke fand den Weg ins Postkartenarchiv.

Karl Defner legte 1953 die Meisterprüfung an der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien ab, Gundis 1955, Angelika 1962. 1960 übernahmen Karl und seine Schwester Gundis die Leitung des Verlages. Beide waren ausgesprochen gerne in der Natur unterwegs, wobei Gundis Vorliebe den Alpenblumen galt. Elf Jahre gestaltete sie den Alpenblumenkalender, den Karl dann weiterführte.



Karl Defner mit seiner Asahi-Pentax-Mittelformatkamera (um 1985), fotografiert von seinem Sohn Thomas.

Viele Jahre zählte die vom Vater favorisierte Großformatkamera von Stegemann zu den Lieblingskameras der beiden. Diese zeichnete sich zwar durch geringes Gewicht aus, dafür waren die Objektive umso schwerer, wodurch der Rucksack doch sehr gewichtig wurde, wie sich Gundi Lantschner-Defner erinnert. Vom Aufbau der Kamera mit Stativ ganz zu schweigen, der schon einige Zeit in Anspruch nehmen konnte. Welches Motiv gewählt wurde, welcher Ausschnitt, welche Perspektive, wollte daher gerade in alpinem Gelände wohlüberlegt sein.

Ausflüge in Karl Defners Familie wurden stets so geplant, dass sie für den Fotografen ergiebig waren. So lernten auch hier die

Kinder schon früh, einen Blick für Details zu entwickeln, für die kleinen Dinge, ein Gespür zu bekommen für Bildkomposition und -aufbau. Dabei wäre Karl Defner eigentlich gerne Flugzeugingenieur geworden, sah sich selbst weniger als Künstler, als dies sein Vater getan hatte, mehr als Verlagsleiter, der – unterstützt von seiner Frau Ruth – das wirtschaftliche Überleben des Unternehmens sicherte. Ruth Defner entwickelte darüber hinaus neue Kartenserien, die sich hervorragend verkauften. Dank des enormen touristischen Aufschwungs sollten sich weitere Auftragsfelder ergeben. Seine technische Begabung kam Karl Defner sehr entgegen.

Zum einen faszinierten ihn die Möglichkeiten, die neue Kamera-Generationen boten, zum anderen wurden die Reproduktions-techniken immer gefinkelter, was sein technisches Verständnis forderte. Karl Defner rüstete das Familienunternehmen mit modernen Geräten aus, rationalisierte die Kartenerzeugung unter anderem mit einer Rotationsentwicklungsmaschine.

Blätter wurden nicht mehr einzeln eingelegt, sondern 15 cm breite und 200 Meter lange Papierrollen kamen zum Einsatz; die Belichtung der Negative erfolgte von oben. Nach Durchlaufen des Entwicklertanks gingen sie automatisch ins Unterbrecherbad, anschließend ins Wasserbad, dann ins Fixier- und noch einmal ins Wasserbad, bevor sie in den Trockenschrank kamen. Dessen Schaltungen und Thermostat hatte Karl Defner modifiziert, um ein optimales Ergebnis zu erzielen. Die klebrige Entwickleremulsion musste sehr trocken sein, damit die Papierstreifen wieder aufgerollt werden konnten.

Am besten zu bedienen wusste die Rollenkopiermaschine Ange-liko Haller-Defner. In der Familie galt die begeisterte Laborantin als „Meisterin des Schnappschusses“, da sie ein Auge für den besonderen Moment gerade bei Straßenszenen hatte. Die Kunstdurchmesserin veröffentlichte in den letzten Jahren unter dem Titel „Licht-Bilder“ Bildbände mit Gedichten bekannter Persönlichkeiten.

Im Schneideraum wurden die Motivrollen dann in Streifen zu je vier Postkarten geschnitten und auf Ständern im Treppenhaus aufgehängt, damit sie sich akklimatisieren konnten. Das ganze Haus war vom Geruch der druckfrischen Postkarten erfüllt. Einige Tausend konnten dank der Automatisierung täglich produziert werden. Als Reminiszenz an die Abläufe im vordigitalen Zeitalter



Gundi Lantschner Defner liebte die Stegemann-Kamera; hier beim Fotografieren von Krokussen mit Dunkeltuch über dem Kopf (Ende 1950er-Jahre).

heißen die Räume im Verlag heute noch Dunkelkammer, Wässerung, Retusche, Schneideraum, Verpackung und Auslieferung.

Die Stegemann-Kamera tat weiterhin gute Dienste. Insbesondere Gundl Lantschner-Defner setzte noch lange darauf. Deren Bildqualität blieb für sie unübertroffen – auch wenn sie so manchen „höhnischen Kommentar“ über sich ergehen lassen musste, wenn sie unter dem „Dunkeltuch“ verschwand und an ihren Einstellungen „bastelte“, wie sie sich erinnert. Der Gedanke, dass es wohl genau die Leute sein würden, die ihre Bilder kauften, erheiterte die Fotografin. Stets waren die Defners aber ebenso an Neuerungen auf ihrem Gebiet interessiert; die Möglichkeiten, die Kleinbildkameras boten, faszinierten Karl Defner. Er verwendete gerne eine 9x12 cm-Linhof-Kamera oder die Leica.

Gundi und Karl Defner waren oft und gern gemeinsam unterwegs, hatten aber ihren jeweils eigenen Blick auf die Umgebung – entsprechend unterschiedlich fielen Fotoserien aus. Nicht immer war Karl Defner bereit, für ein Foto alles stehen und liegen zu lassen. Eines von Gundl Lantschner-Defners bekanntesten Bildern, eine kleine Kapelle bei Ehrwald mit einem Regenbogen, entstand, als ihr Bruder es vorzog, etwas essen zu gehen, während Gundl die perfekten Lichtverhältnisse ausnutzen wollte – eine Anekdote, die in Familienkreisen gern erzählt wird.

1971 schied Gundl Lantschner-Defner aus dem Familienbetrieb aus und gründete ihr eigenes Unternehmen, den „Sonnenverlag“ in Igls.

Die Farbfotografie, die in der Zwischenkriegszeit an Bedeutung gewonnen hatte und die Schwarzweißfotografie nach dem Krieg sukzessive verdrängte, brachte eine radikale Veränderung im Verlag: Hatte man die Schwarzweißpostkarten ausschließlich selbst hergestellt, so musste Entwicklung und Druck der Farbpostkarten außer Haus gegeben werden.

Nicht immer einfach, die Tonwertvorstellungen der Fotografenfamilie mit denen der beauftragten Druckerei in Einklang zu bringen: Auch in der Farbfotografie setzte man auf Zurückhaltung. Auf keinen Fall sollten die Motive ins Kitschige abdriften. Die in den 1970er-Jahren exzessiv betriebene Retusche bei Ansichtskarten, die Farben grell und aufdringlich wirken ließ, lehnten die Defners strikt ab und setzten weiterhin auf die bewährte, zeitlose Ästhetik.

Mit Thomas Defner (\*1960) stieg 1978 die dritte Generation in das Familienunternehmen ein. Das zweitjüngste von vier Kindern absolvierte eine Ausbildung zum Großhandelskaufmann, besuchte von 1978 bis 1982 die Berufsschule für Fotografie in Hall und war in den unterschiedlichen Bereichen des Unternehmens tätig, bevor er 1992 dessen Leitung übernahm. Er führte das Unternehmen in das digitale Zeitalter. So stellte er 1988 Buchhaltung und Fakturierung auf Computer um. Zusammen mit seiner Frau und „Ideenbegierin“ Gerlinde, die seit 1986 im Unternehmen tätig war, gelang es Thomas Defner 1993 auch, eine bis heute andauernde Kooperation zwischen dem Sonnen- und dem Defner-Verlag herzustellen.

Bei der Produktion der Schwarzweißmotive setzte Thomas Defner auf das Duplex-Verfahren, eine Drucktechnik, bei der die schwarze Farbe mit einem Grau ergänzt wurde, um die Tiefen-



Thomas Defner mit der Stegemann und dem Imagon-Objektiv, fotografiert von seinem Sohn Philipp; hier am Salfeinssee mit den Kalkkögeln.

wirkung des Bildes zu verstärken. In den späten 1990er-Jahren kam die digitale Bildbearbeitung. Unterstützt von seiner Frau Gerlinde leitet Thomas Defner den Verlag bis heute, ist auf Messen vertreten, betreut die Papiergeschäfte und Buchhandlungen, die Defner-Postkarten verkaufen, in Österreich, Südtirol und im süddeutschen Raum selbst. Als Künstler stellt er sich neuen fotografischen Herausforderungen.

Ein Gespür für die Fotografie bekam er schon in jungen Jahren. Bei den Familienausflügen und gemeinsamen Touren hatte ihm der Vater den Umgang mit der Kamera vermittelt, seine Wahrnehmung geschärft für spannende Motive, den richtigen Bildaufbau und die Atmosphäre, die es einzufangen gilt. So richtig gepackt hat ihn die Leidenschaft, als er im Alter von 15 Jahren im Arbeitszimmer seines Vaters in einer Kiste, auf der „Historisches“ stand, dessen alte Linhof-Kamera entdeckte. Er zerlegte sie in ihre Einzelteile und baute sie wieder zusammen. So lernte er alle Funktionen der Kamera bis ins Detail kennen.

Mit dem Großvater und dem Vater teilt er seit Kindertagen die Freude am Bergsteigen. Er ist gerne unterwegs, liebt die Einsamkeit des Hochalpinen, das Flanieren durch Städte, die Konzentration auf das unmittelbare Umfeld. Mit dabei ist immer eine digitale Spiegelreflexkamera oder eine kompakte leichte Systemkamera, die in ihrer Handhabung unkompliziert und unauffällig ist. Manchmal kommt der große Fotorucksack zum Einsatz: Darin dann entweder die hölzerne 9x12 cm-Stegemann-Kamera des Großvaters und mehrere Filmkassetten aus Holz oder eine 4x10-inch-Großformatkamera mit verschiedenen Objektiven sowie ein stabiles Stativ. Nicht selten passiert es Thomas Defner, dass er einen bestimmten Ausschnitt, eine bestimmte Perspektive schon von den Fotografien seines Vaters oder seines Großvaters kennt. Viele Tausende Fotos – kaum ein Ort, kaum ein Postkartenmotiv in Tirol, in Südtirol, das sich nicht bereits im Defner-Archiv findet.

Doch er findet neue Zugänge. Die Strukturen im Hochgebirge etwa – Gletscherzungen am Gepatschferner, Felsformationen im Silvretta, bei bestimmten Lichtverhältnissen, in bestimmten Wetterlagen – reizen ihn. Wenn dichter Nebel herrscht, sich die Schwaden plötzlich verziehen und den Blick auf eine Kuppe frei-



In der Familie Defner die Kamera für das „richtige Bild“: die Stegemann.



Thomas Defner zerlegte ein altes Objektiv, das in einer Zigarrenkiste des Großvaters aufbewahrt wurde, und baute es wieder zusammen.

geben, auf einen Teil des Berges, eine Flanke vielleicht, das sind die Momente, die er einfangen will.

Diese Aufnahmen sind für Thomas Defner mehr als Handwerk, das er aus dem Effeff beherrscht, sie spiegeln seinen künstlerischen Anspruch. Es sind Bilder, die tage-, wochen-, monate-lang in seinem Atelier hängen können, ohne ihre Faszination einzubüßen. Im Gegenteil: Ihre Aussagekraft ist zeitlos. Solche Motive bannt er auf großformatige Fine Art Prints, bestückt damit Ausstellungen.



Schwarzsee mit Möser und Thurnerkamp oberhalb der Berliner Hütte im Zillertal.

Thomas Defner „er geht“ sich seine Fotografien, sei es in Städten wie New York, sei es in den Tiroler Bergen. Gehen und Fotografieren gehören für ihn zusammen. Gehgeschwindigkeit ist Sehgeschwindigkeit, sagt er. Am eindrücklichsten erlebte er das, als er sich vor einigen Jahren alleine auf den Jakobsweg machte: sechs Wochen, 900 Kilometer, die Kamera immer griffbereit.

Mit jedem Schritt sah er: Der Bildaufbau ist gut, er wird besser, jetzt ist er optimal – und mit jedem weiteren Schritt verliert sich die Komposition wieder. Er wartete, wenn die Lichtverhältnisse nicht hervorragend waren, er machte Umwege, um eine besondere Perspektive zu erhalten. Die schönsten Motive veröffentlichte er im 2007 erschienenen Buch „Am Jakobsweg. Photographische Impressionen einer Pilgerreise“.

Thomas Defner setzt die Bemühungen seines Vaters fort, das riesige Archiv, das sich in fast 100 Jahren angesammelt hat, sys-

tematisch zu ordnen. Adalbert Defner war äußerst nachlässig gewesen, was die Verortung der Bilder anbelangte, Kisten voller Negative beschriftete er mit allgemeinen Begriffen wie „Oberland“ oder „Unterland“ – eine Sisyphusarbeit, die einzelnen Aufnahmen geografisch zu bestimmen.

Anders verhält es sich nur bei Fotografien, die in Bildbänden oder Kalendern veröffentlicht wurden. Im Depot findet sich ein Holzschrank mit Fächern, durchnummiert und nach Regionen geordnet, randvoll mit Negativglasplatten.

Die intensive Beschäftigung mit dem Archiv und eine Reise nach Berlin anlässlich seines 50. Geburtstages brachten Thomas Defner auf die Idee zum vorliegenden Buch. Zusammen mit seiner Frau Gerlinde suchte er jene Straßen und Plätze in der deutschen Hauptstadt auf, die sein Großvater abgelichtet hatte. Bei einer zweiten Reise im darauffolgenden Frühjahr nahm er die alte



Schwarzsee, in etwa vom gleichen Standpunkt aus fotografiert von Thomas Defner.

Stegemann von Adalbert Defner mit und fotografierte die Orte möglichst aus der gleichen Perspektive wie sein Großvater.

In einem nächsten Schritt wollte er Ähnliches in Tirol probieren. Kein sentimentales In-die-Vergangenheit-Blicken sollte es sein, sondern ein bewusstes Wahrnehmen dessen, was war und was ist. Vor sieben Jahren begann Thomas Defner, gezielt Originalplätze nach den Vorlagen im Archiv zu besuchen, um sie neu zu fotografieren. Die Erfahrung mit der Stegemann in Berlin – sehr langwieriger Aufbau an oft schwierigen bis unmöglichen Stellen, Einrichten der Kamera entsprechend der Vorlage, sperriges Equipment, das er ohne die Hilfe seiner Frau nur schwer hätte transportieren können – veranlasste ihn, auf die Stegemann zu verzichten und dieses Mal digital zu arbeiten.

Für Thomas Defner ein häufig emotionales Erlebnis, sich auf die Spuren seines Großvaters und seines Vaters zu machen und

ihren Blick auf einen Ort, eine Landschaft, einen Straßenzug zu suchen. Manchmal musste er geradezu detektivisch vorgehen: Viele Orte schauen heute ganz anders aus als damals, einige Veränderungen sind geradezu drastisch im direkten Vergleich – nicht selten halfen ihm Einheimische weiter, wenn sich ein Ort so stark gewandelt hatte, dass Anhaltspunkte fehlten.

Am beglückendsten seien jene Momente gewesen, in denen er intuitiv dieselbe Perspektive, denselben Blickwinkel einnahm, den schon sein Vater, sein Großvater oder seine Tante eingenommen hatten: Ein bewegender Moment, den Ist-Zustand einzufangen, dabei Komposition, Stimmung, Licht zu beachten wie seine Vorfahren – und dennoch sein eigenes Bild zu schaffen.

# Tirol in Streiflichtern

## Geografische Verortung

Mit 12.640 Quadratkilometern Fläche ist Tirol das drittgrößte Bundesland Österreichs, nach Niederösterreich und der Steiermark. Es grenzt im Westen an Vorarlberg, im Osten an Salzburg, der nördliche Nachbar ist Deutschland, der südliche Italien – mit Südtirol, jenem Landesteil, der bis 1919 zu Tirol gehörte. Tirol hat neun politische Bezirke, 279 Gemeinden, elf davon sind Städte, 20 Marktgemeinden.

Das Inntal, das sich rund 180 Kilometer von Westen nach Osten erstreckt, sowie die Täler, die davon abzweigen, erfahren besiedlungsmäßig eine natürliche Begrenzung durch steile Bergflanken. Dominiert wird das Inntal von mächtigen Gebirgszügen, den Kalkalpen im Norden und den Zentralalpen im Süden. Wobei es landschaftlich eine starke Veränderung erfährt – von engen Tälern und schroffen, markanten Gipfeln im Westen hin zu fruchtbaren Ebenen und grasbedeckten, dem Alpenhauptkamm vorgelagerten Bergen im Osten.

Dazu kommen die über dem Talgrund gelegenen, fruchtbaren Terrassen, das „Mittelgebirge“. Aufgrund der Topografie sind die nutzbaren Flächen im Tiroler Unterland bedeutend größer als die im Oberland, so befinden sich im Bezirk Kufstein 17 Prozent des Dauersiedlungsraumes, im Bezirk Landeck nur sieben.

Der insgesamt 510 Kilometer lange Inn stößt, aus dem Engadin kommend, im „Oberen Gericht“ bei Finstermünz durch eine Schlucht nach Tirol, fließt durch das Inntal, um das Land – längst zu behäbiger Breite gewachsen – bei Kufstein in Richtung Rosenheim wieder zu verlassen. Eine Öffnung hin zum bayerischen Raum gibt es auch im Außerfern (politisch Bezirk Reutte), der eigentlich gar nicht fern, aber vom Inntal aus nur über zwei Pässe zu erreichen ist: den Fernpass, über das Mieminger Plateau kommend, sowie das nur sommers befahrbare Hahnenjoch bei Imst.

Eine in jeder Hinsicht spezielle Rolle nimmt Osttirol ein. Der gern als „Sonderregion“ (Historiker Martin Kofler) bezeichnete politische Bezirk Lienz ist flächenmäßig der größte des Bundeslandes Tirol, geografisch aber nicht mit diesem verbunden, sondern von Tirol aus nur über das Pustertal (Südtirol/Italien) beziehungsweise die Felbertauernstraße (Bundesland Salzburg) zu erreichen. Dominant sind hier die Hohen Tauern im Norden, die Karnischen Alpen sowie die Lienzer Dolomiten im Süden. Die zwei Haupttäler, Pustertal und Iseltal, münden im weichen, südöstlich gelegenen Lienzer Becken, das sich Richtung Kärnten weitet. Als „Exklave“ hat Osttirol in vielerlei Hinsicht eine andere, verzögerte Entwicklung im Vergleich zu Nordtirol durchgemacht, am augenscheinlichsten wohl in den Bereichen Industrialisierung und Tourismus.



Im Bildvordergrund die Ruine der Burg Fragenstein oberhalb von Zirl im Inntal

## Wachsende Konzentration

Nur 12,5 Prozent der Gesamtfläche Tirols sind dauerhaft besiedelbar. Auf 1580 Quadratkilometern spielt sich also, salopp gesagt, alles ab: vom Fabrikgelände über das Einfamilienhaus bis zum Fußballplatz. Nach Wien verfügt das „Land im Gebirg“ damit über am wenigsten Bauland im Verhältnis zur Einwohnerzahl in ganz Österreich. Demgegenüber steht, dass die Zahl der hier lebenden Menschen im letzten Jahrhundert rasant gestiegen ist: Heute leben in Tirol mit rund 746.000 Menschen mehr als doppelt so viele wie 1923. Gemäß Prognosen des Landes Tirol

dürften es 2040 noch einmal 80.000 mehr sein – was etwa viermal der Einwohnerzahl von Kufstein entspricht.

Dabei ist eine starke Konzentration auf das Inntal zu beobachten, das längst als Ballungsraum wahrgenommen wird, in dem Ortschaften sukzessive zusammenwachsen. Während die Einwohnerzahlen in peripheren Regionen und abgelegenen Seitentälern seit Jahren sinken, steigen sie im Inntal kontinuierlich. Einige Gemeinden wachsen bevölkerungsmäßig überdurchschnittlich. So betrug die Einwohnerzahl von Wörgl 1981 8600 Personen, 2016 waren es bereits 13.500; im gleichen Zeitraum hat sich die Bevölkerungszahl von Telfs mehr als verdoppelt.

Innsbruck, mit 132.000 Einwohnern weitaus größte Stadt Tirols (die zweitgrößte Kufstein hat 19.000) gehört zu den am stärksten wachsenden Landeshauptstädten in Österreich. Dabei stößt die Stadt an ihre räumlichen Grenzen, eingeklemmt zwischen Nordkette und Mittelgebirge, sind mittlerweile auch die Expansionsmöglichkeiten im Westen (Flughafen, Gemeinde Völs) und Osten (Gemeinde Rum) eingeschränkt. Im Großraum Innsbruck lebt fast ein Drittel der gesamten Bevölkerung Tirols.

Das Bevölkerungswachstum ist in Tirol nicht zuletzt auf kontinuierlich hohen Zuzug zurückzuführen: Allein 2015 übersiedelten fast doppelt so viele Menschen nach Tirol, wie Tirol verließen, 2016 belief sich der Saldo zugunsten der Zuwanderer auf fast 9000. Deutliches Zeichen, dass Lebensqualität und Zukunftsperspektiven in diesem Land als sehr gut betrachtet werden. Längst vorbei – und gern vergessen –, dass im 19. Jahrhundert und Anfang des 20. Jahrhunderts sogar Kinder aus dem Tiroler Oberland zum „Verdingen“ ins Ausland mussten, weil man sie zuhause nicht ernähren konnte,

und noch in den 1950er-Jahren viele Tiroler ihre Heimat verließen, weil es an Arbeitsplätzen und Perspektiven fehlte.

Die steigende Zahl jener Menschen, die in Tirol dauerhaft leben wollen, wird nicht nur vor dem Hintergrund einer insgesamt gleichbleibend besiedelbaren Fläche zu einer der großen Herausforderungen in den nächsten Jahrzehnten, sondern auch gesellschaftspolitisch. Eng ist es schon jetzt: 470 Personen kommen durchschnittlich auf jeden Quadratkilometer dauerhaft besiedeltes Gebiet (Siedlungsdichte), im österreichischen Durchschnitt sind es 270.

Die Zahl der Gebäude ist enorm gestiegen, die Zersiedelung ein mit freiem Auge erkennbares Problem, zumal der Trend zum Einfamilienhaus ungebrochen ist. Damit einher geht natürlich ein Verlust von Kulturgrund – Vergleiche von Fotografien aus der Zwischen- oder Nachkriegszeit mit solchen aus den letzten Jahren zeigen eindrücklich, wie massiv sich der bauliche und landschaftliche Charakter Tirols bis in die Täler hinein verändert hat.



Der Südtiroler Platz in Innsbruck mit dem alten Bahnhof (re.), fotografiert in den frühen 1960er-Jahren.

## Urlaub machen

Im 20. Jahrhundert hat Tirol einen geradezu rasanten Wandel von einer agrarisch geprägten Region hin zu einer der bedeutendsten Tourismusregionen Europas durchgemacht. Der Tourismus trug – und trägt – wesentlich zum Wohlstand bei und er hat das Land im Gebirg bis in die hintersten Winkel umgekrepelt.

Wer hätte sich das gedacht, dass einmal fast ein Viertel der Bruttowertschöpfung in Tirol direkt oder indirekt auf diesen Wirtschaftszweig zurückgeführt werden wird, als ab Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr Sommerfrischler und Alpinbegeisterete in die Tiroler Berge kamen, St. Anton am Arlberg und Kitzbühel begannen, sich zu international renommierten Wintersportdestinationen zu entwickeln?

Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges kam der prosperierende „Fremdenverkehr“ zwar zum Erliegen, doch die Visionen der Vorkriegszeit, den alpinen Raum zusätzlich mit Aufstiegshilfen zu

erschließen, wurden weiterverfolgt und umgesetzt. So nahmen 1928 etwa die Seilbahnen auf die Innsbrucker Seegrube sowie das darüberliegende Hafelekar ihren Betrieb auf, ebenso die Bahn auf den „Tiroler Rigi“, wie der Patscherkofel damals medienwirksam genannt wurde.

Weltwirtschaftskrise und 1000-Mark-Sperre (1933) setzten dem gerade ins Laufen gekommenen Tourismus arg zu. Wie gut sich Tirol schon damals vermarkten ließ, zeigten die „Heimatbildbände“, die in den 1930ern in Mode kamen, sich unglaublich gut verkauften und als Werbeträger für Land und Leute fungierten. „Der Name Tirol allein schon bedeutete für die Welt ein Reiseprogramm“, hieß es 1937 im „Tiroler Anzeiger“.

Der Zweite Weltkrieg hinterließ verbrannte Erde. Nach seinem Ende mangelte es an allem: Lebensmittel, Wohnungen, Arbeit. Rettung sahen viele im Tourismus. Als in Deutschland das „Wirtschaftswunder“ einsetzte, kamen wieder verstärkt Urlauber nach Tirol. Bis in die 1970er-Jahre hinein sollten unsere nördli-



Blick von der Bergstation der alten Patscherkofelbahn mit den silberfarbenen Gondeln auf die Nordkette



Das traditionsreiche „Jagdschlössl“ im Kühtai mit dem nebelumkränzten Neunerkogel im Hintergrund, festgehalten von Adalbert Defner.

chen Nachbarn unangefochten die Hauptgruppe der begeisterten Tirol-Besucher stellen. Noch heute sind mehr als die Hälfte der Gäste sommers wie winters aus Deutschland.

Verzeichnete man Ende der 1950er-Jahre rund eine Million Nächtigungen, waren es 1972 30 Millionen – heute kratzt Tirol an der 50-Millionen-Marke. Fast 12 Millionen Ankünfte pro Tourismusjahr – diese Mengen wollen untergebracht, versorgt und unterhalten sein. In wintertouristischen Hochburgen wie Ischgl kommen auf jeden Einwohner fast sieben Gästebetten, in Sölden fünf und in St. Anton vier.

In den 1970er-Jahren setzte eine Trendwende vom Sommertourismus hin zum Wintertourismus ein, begleitet von einem massiven Ausbau der Wintersportinfrastruktur. Bereits 1964 waren die Zillertaler Gletscherbahnen gegründet worden und hatten die ersten Olympischen Winterspiele in Innsbruck stattgefunden

(die nächsten kamen 1976). Vier Jahre später führte ein Einstellschiff zum Tuxer Fernerhaus; der Grundstein für die Gletschererschließung war gelegt. 1974 folgte der Stubai-Gletscher, im Jahr darauf der Rettenbachferner im Ötztal, dann der Kaunertaler (1981) und der Pitztaler Gletscher (1983).

Heute verfügt Tirol über 958 Aufstiegshilfen von der Umlaufbahn bis zum Schlepplift sowie 2400 Kilometer Skipiste, das entspricht in etwa der Entfernung Innsbruck–Moskau auf dem Fahrweg.

In Osttirol sollte der „Fremdenverkehr“ – bis auf die Stationen der Pustertalbahn – lange keine Rolle spielen. Mit dem Bau der Felbertauernstraße (Eröffnung 1967) rückte das Land ins Blickfeld Erholungssuchender. Eine Veränderung wie Nordtirol legte der Bezirk jedoch nicht hin. Er setzte und setzt auf sanften Tourismus, einige problematische Entwicklungen (Skigebietszusammenle-



Kurz nach der Eröffnung der Brennerautobahn mit der markanten Europabrücke herrschte noch überschaubarer Verkehr.

gungen, Hotelprojekte) gab es trotzdem. Insgesamt zeigt sich Osttirol aber nach wie vor weitaus ländlicher geprägt als Nordtirol.

## Fahren auf der Autobahn

Das Inntal war immer schon eine wichtige Verkehrsachse zwischen Nord und Süd, Tirol immer schon Durchzugsland, Transitland. Reschen- und Brennerpass liegen relativ niedrig – bestimmten die Routen: über das Seefelder Plateau bzw. über Kufstein Richtung Innsbruck und über den Brenner, über den Arlberg oder Seefeld Richtung Landeck und Reschen.

Keine Frage also, dass das Land im 19. Jahrhundert mit der Eisenbahn verkehrstechnisch erschlossen und das Angebot intensiv genutzt wurde, von Erholungssuchenden wie Fernreisenden: Be-

reits im ersten Betriebsjahr 1867 verzeichnete die Brennerbahn 200.000 Fahrgäste. Vier Jahre später wurde die Pustertalbahn in Betrieb genommen. Lokalbahnen, wie die Stubaital-, die Achensee- oder die Zillertalbahn, brachten die Reisenden in die Täler.

Spielte ein gut ausgebautes Straßennetz in den 1920er-Jahren noch eine untergeordnete Rolle – nur die wenigsten konnten sich ein Auto leisten, die Fahrwege waren noch eher auf Fuhrwerke abgestimmt, holprig und staubig, manche Orte in Tirol ließen sich nur zu Fuß erreichen –, sollte sich das nach dem Zweiten Weltkrieg in einer atemberaubenden Dimension ändern. In den 1950er-Jahren setzte ein wahrer Straßenbauboom ein.

Als Symbol für den rasanten Wandel im Verkehrswesen steht die Brennerautobahn. Bei ihrer Errichtung galt sie nicht nur als technische Meisterleistung, sie wurde auch als Brückenschlag zwischen den Ländern Europas gesehen, sollte die Völker Eu-

ropas „in Frieden und Freiheit“ verbinden, wie Bundeskanzler Alfons Gorbach anlässlich der Eröffnung der Teilstrecke Innsbruck–Schönberg verkündete.

1959 erfolgte der erste Spatenstich für dieses Baulos inklusive Europabrücke. Neun Jahre später wurde auf österreichischer Seite das letzte Teilstück der Brennerautobahn dem Verkehr übergeben. Ansichtskarten mit der Brennerautobahn, mit der Europa-brücke waren ausgesprochen beliebte Motive – und fungierten als Botschafter für die Schönheit des Landes.

Heute stöhnt Tirol unter den Belastungen, die der Transit mit sich bringt. Die Brennerautobahn ist die meistbefahrene Strecke der Alpen, die Mautstelle Schönberg die größte Österreichs. Rund 13 Millionen Fahrzeuge passieren jährlich dieses Nadelöhr im Wipptal. Zum Vergleich: 1969 waren es gerade einmal 2,7 Millionen. Insbesondere bei Urlaubsbeginn heißt es: Stau auf der Unterinntalautobahn, Stau auf der Oberinntalautobahn – die Grenzwertüberschreitungen bei Schadstoffen sind alarmierend.

## Landwirtschaftliche Kulturen

Tirol ist kein Bauernland mehr – auch wenn dieses Bild im ländlichen Raum nach wie vor identitätsstiftend ist und politisch forcierter wird. Viele vor einigen Jahrzehnten noch bäuerlich geprägte Orte sind zu Tourismushochburgen gewachsen, in denen sich ein Hotel an das andere reiht und landwirtschaftliche Betriebe nach Möglichkeit an den Ortsrand verlagert werden. Vom Bauernsterben ist seit Jahrzehnten die Rede. Wie radikal die Veränderung vonstatten gegangen ist, lässt sich anhand der Statistik nachvollziehen.

Waren vor dem Ersten Weltkrieg mehr als 50 Prozent der Tiroler Bevölkerung in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigt, war es Anfang der 1960er ein Viertel. 20 Jahre später arbeiteten nur noch etwas mehr als sechs Prozent der Tiroler Bevölkerung in der Land- und Forstwirtschaft, heute sind es keine drei Prozent mehr.

Rationalisierung und Technisierung machten vor den Feldern und Ställen nicht halt. Es braucht schlicht nicht mehr so viele Menschen, um einen Bauernhof zu bewirtschaften, das Heu ein-

zubringen, die Kühe zu melken, die Felder zu bestellen – viele der früher kraftraubenden Arbeiten am Hof lassen sich längst mit Maschinen bewältigen, und das in weitaus kürzerer Zeit.

Die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe schrumpft. Viele kleine und mittlere Betriebe gaben auf, gleichzeitig fand eine Konzentration der landwirtschaftlichen Flächen statt: Existierten um 1950 noch rund 11.900 Betriebe in einer Größe bis fünf Hektar und 14.100 in einer zwischen fünf und 50 ha, sind es heute noch etwas mehr als 3700 bzw. 8600. Die Zahl der Großbetriebe (50 ha und mehr) ist im gleichen Zeitraum von 1860 auf 2160 gestiegen.

Getreideanbau wird nur noch in geringem Maß betrieben, Gemüseanbau konzentriert sich primär auf die Ebenen im Inntal, der Schwerpunkt der heimischen Landwirtschaft liegt auf Rinder- und Milchproduktion. Seit Jahren kämpfen die Bauern mit niedrigen Milchpreisen, bei Zuchtvieh sind die Preise starken Schwankungen unterworfen.

Mit den industriell geführten Großbetrieben anderer Regionen und Länder können die heimischen Bauern nicht mithalten. So liegt die durchschnittliche Zahl der Kühe in den Tiroler Ställen bei zehn Tieren pro Betrieb, österreichweit sind es 15, in Deutschland 74.

Vieles, was anno dazumal gang und gäbe war – und auf Fotografien gerne nostalgische Gefühle erzeugt –, ist komplett verschwunden, so wie beispielsweise Leiterwagen und Zugpferd. Heuständer oder Holzzäune, die regional unterschiedliche Formen aufwiesen und über Jahrhunderte die Kulturlandschaft prägten, stellen heute Besonderheiten dar. Charakteristische Steinmauern, Feldgehölze und Hecken gibt es kaum noch.

Ganz zu schweigen von den Gehöften, die geradezu exemplarisch für die Tiroler Kulturlandschaft stehen. Historische Bauernhäuser, Wirtschafts- und Nebengebäude erlebten zur Zeit des Wirtschaftsaufschwungs nach dem Zweiten Weltkrieg zum Teil massive Eingriffe bis hin zu Abriss und seelenlosem Neubau. Von den insgesamt rund 16.200 Bauernhöfen sind gerade einmal 2000 noch von denkmalpflegerischem Interesse und daher zur Begutachtung beim Bundesdenkmalamt Abteilung für Tirol gelistet, nur circa zehn Prozent von diesen wiederum stehen unter Denkmalschutz.



Spielende Kinder an der Dorfstraße in Lans

Die Zahl der Vollerwerbsbauern ist gesunken, die der Nebenerwerbsbauern gestiegen. Der Tourismus bot und bietet der bäuerlichen Bevölkerung insbesondere in den Tälern entsprechende Möglichkeiten. Viele bessern ihr Einkommen als Saisonarbeiter auf oder bieten „Urlaub am Bauernhof“ an. Der außerlandwirtschaftliche Zuerwerb übersteigt in vielen Betrieben bei weitem die Einnahmen aus Land- und Forstwirtschaft, sichert aber deren Weiterführung. Nicht wenige der heute großen Hotels in den ländlichen Regionen waren einmal Bauernhöfe.

## Produktion in Groß und Klein

Die Industrialisierung ging in Tirol – im Vergleich zur Entwicklung auf gesamtösterreichischer Ebene – langsamer vonstatten und fand vor allem in den leicht erreichbaren und an das Bahnnetz angeschlossenen größeren Orten und überwiegend im Unterinntal statt. In Osttirol sollte die Industrialisierung noch einmal später beginnen – mit der vom Land Tirol unterstützten Ansiedlung von Großbetrieben wie Liebherr (1980) in Lienz.



Das vom bekannten Tiroler Architekten Hans Feßler geplante Hotel am Patscherkofel wurde 2007 abgerissen.

Nach dem EU-Beitritt Österreichs errichteten zudem Südtiroler Unternehmen Niederlassungen in Osttirol, so zum Beispiel der Waffelhersteller Loacker oder Durst Phototechnik.

Mit rund 18.400 Mitarbeitern waren in Tirol Ende der 1950er-Jahre doppelt so viele Menschen in der Industrie tätig wie vor dem Zweiten Weltkrieg – heute beschäftigen allein die zehn bedeutendsten der insgesamt 450 Industriebetriebe so viele Leute. Der Aufschwung in diesem Sektor war derart groß, dass über lange Zeit ausländische Arbeitskräfte benötigt wurden, um die Produktion aufrechterhalten zu können. Mittels Anwerbeabkommen mit der Türkei (1964) und Ex-Jugoslawien (1966) kamen Tausende sogenannte „Gastarbeiter“ nach Tirol. Die Ein-

schätzung, die Menschen würden später mehrheitlich in ihre Heimat zurückkehren, bewahrheitete sich nicht. Die meisten Arbeitsmigranten blieben und veränderten natürlich das gesellschaftliche Gefüge in Tirol.

Mittlerweile herrscht Mangel in der Tourismusbranche. Der stetig steigende Bedarf an Arbeitskräften kann mit heimischen Mitarbeitern längst nicht mehr gedeckt werden. Die Statistiken der letzten Jahre zeigen, dass die Zahl der österreichischen Arbeitskräfte stagniert, die der ausländischen stark zunimmt. Gleichzeitig sinkt die Zahl der Lehrlinge rasant – nicht zuletzt aufgrund niedriger Löhne und schwieriger Arbeitsbedingungen. Die neuen Mitarbeiter kommen in vielen Tourismusdestinationen



Das Rasthaus Zirler Berg war in den 1960er-Jahren beliebte Station für Reisende.

hauptsächlich aus Deutschland, Ungarn, Tschechien und der Slowakei. Wie sich das längerfristig auf die „Marke Tirol“ auswirkt, lässt sich noch nicht abschätzen.

Bestimmte Gewerbe- und Handwerkszweige, wie etwa Tischlereien, erhielten in den letzten Jahrzehnten wieder wichtige Impulse durch den Tourismus bzw. sind neu entstanden, so etwa die Werbebranche. Wobei es in Tirol traditionell viele klein- und mittelständische Betriebe gibt. Sie machen 95 Prozent der Unternehmen in diesem Bereich aus. Technisierung und Rationalisie-

zung beeinflussten Handwerk und Gewerbe stark. Viele Berufe, die in der Nachkriegszeit noch bekannt waren, sind ausgestorben – zum Beispiel Kesselflicker, Scherenschleifer, Bürstenmacher, Lebzelter oder Seifensieder; aber auch Schuster, Müller oder Handweber sind kaum noch zu finden. Gleichzeitig werden manche Handwerksberufe wieder mittels innovativer Produkte mit neuem Leben erfüllt. Von Hand gemachte Waren aus der Region überzeugen zumeist durch ihre Qualität und werden nicht nur von Touristen, sondern auch von Einheimischen gerne gekauft.





Stadt-  
entwicklung

zeit  
blende